dem Hasen den rettenden Ausweg verbirgt? Die Scheinwerfer, die ihren blitzenden Lichtstrahl in schmalen Streifen geradeaus werfen. Das geblendete Tier sieht nur einen Ausweg: die vom Scheinwerfer grell beleuchtete Straße, rechts und links ist schwarze Finsternis, ihm ein gähnender Abgrund, und erst wenn die Straße eine Wendung macht, und der Schein auf das Feld und in den Graben fällt, findet es Rettung aus der Gefangenschaft der Lichtstrahlen, um dann plötzlich, wohl zu seinem nicht geringen Erstaunen, im tiefsten Dunkel zu sitzen. Bei diesem Wettlauf kann man die Geschwindigkeit eines Hasen leicht feststellen. Sobald ihn die Lichtstrahlen eingefangen haben, mäßigt man die Geschwindigkeit des Automobils, bis der Abstand zwischen Automobil und Tier gleich bleibt. Ein Blick auf den Jung-hans-Geschwindigkeitsmesser, der sich mit seiner durch ein Radiumpräparat erhellten Skala vorzüglich eignet, zeigt uns die momentane Geschwindigkeit, und wir wissen dann, daß ein Hase auf ebener Straße 22—25 Kilometer Stundengeschwindigkeit erreicht, bergab aber bringt er es kaum auf 20 Kilometer pro Stunde. Auf dieselbe Art habe ich festgestellt, daß Sperrlinge und ähnliche kleine Vögel mit Leichtigkeit 60 Kilometer in der Stunde erreichen, Bussarde aber selbst ein mit 80 Kilometer Stundengeschwindigkeit fahrendes Automobil sehr rasch überholen. Ich hatte schon das Vergnügen, all den genannten Tieren an einem Tage zu begegnen und konnte so in das Tourenbuch den Registrierstreifen meines Apparates einkleben mit den neuen Bezeichnungen an den betreffenden Stellen: „Hasengeschwindigkeit" (gesetzlich), „Spatzengeschwindigkeit" (unerlaubt) usw.

Die Vendetta in Kentucky.

Aus New York wird berichtet: Richter Hargis in Jackson, Kentucky, ist jetzt vom Schicksal ereilt worden. Sein eigener Sohn hat in der Trunkenheit die Waffe auf ihn gerichtet und heute ruhen die irdischen Reste des Vielgefürchteten in dem kostbaren Sarge, den er schon vor einigen Monaten mit einem Kostenaufwand von über 6000 Mark hatte fertigstellen lassen, „für den Notfall," wie er damals vorsorglich äußerte. Die Ermordung von Richter Hargis ist nur ein Glied in einer endlosen Kette von Verbrechen, die seit Jahren die Gegend von Breathill in ständiger Erregung erhalten. Hargis war die Seele des „großen Hargis-Cockrill-Zwistes", jenes blutigen und unerbittlichen Hasses, der die Familie Hargis und die Familie Cockrill seit Jahren in einem grausamen Kampfe sich aufreiben ließ. Familienhaß, Geschäftshaß und politische Gegnerschaft waren die Elemente dieses Zwistes, der ebenfalls der Blutrache der Korsikaner sich vergleichen läßt. Die Hargis waren lange Zeit die mächtigste Familie der Gegend, sie betrieben ein großes Ladengeschäft, betrieben Holzhandel, betrieben alles, bei dem Geld und Einfluß zu erringen war, häuften ein großes Vermögen an und ihre Macht zentralisierte sich in der Person des Richters Hargis, der, wenngleich ein grober und ungebildeter Mann, doch seinen Einfluß im ganzen Distrikt mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten wußte. Die Cockrills aber traten als die Nebenbuhler auf, und der Haß der beiden Geschlechter wurde immer finsterer, bis er sich endlich in einer Kette blutiger Verbrechen entlud. Der junge Bruder des Richters, Benjamin Hargis, traf einen der jungen Cockrills in einem Tanzlokal; schnell war ein Streit vom Zaun gebrochen, Schüsse wurden gewechselt und Benjamin Hargis blieb tot am Platze. Im Herbst 1902 wurde dann der Erzieher der Cockrill'schen Kinder, Dr. Cox, von bezahlten Mördern niedergeschossen und vor Gericht gestand einer der Helden, daß der Richter Hargis sie zum Mord gedungen. Immer weitere Kreise zogen die Zwistigkeiten. Unbeteiligte wurden in die Ereignisse hineingezogen und als schließlich einer der tüchtigsten jungen Advokaten des Landes, der Anwalt der Cockrills, in Jackson auf offener Straße niedergeschossen wurde, stieg die Erbitterung gegen den gewissenlosen Richter Hargis aufs höchste. Damals warf sich die junge Frau des Hingemordeten, außer sich vor Schmerz, Verzweiflung und ohnmächtiger Wut, über den blutigen Leichnam ihres Gatten, tauchte ihr Taschentuch in das Blut und leistete den Eid, daß „der Anstifter dieses Mordes am Galgen enden solle, wenn Gott mich am Leben erhält und mir Kraft gibt." Von jenem Tage an arbeitete die kleine Frau mit verzweifelter Willenskraft daran, den mächtigen Mörder vor Gericht zu bringen, sie opferte ihr Vermögen, aber bald mußte sie sehen, wie ihre Hoffnungen zusammenschrumpften. Hargis ließ sein Geld sprechen, sein Einfluß wurde mobil gemacht und trotz erdrückender Beweisführung erzwang er von dem eingeschüchterten Gericht den Freispruch. Mehr als 800 000 Mark hat Hargis sich dies Urteil kosten lassen, und seine Macht wußte in allen Fällen, die seine Rechnung beschwerten, die Gerechtigkeit zu paralysieren. Nun ist er von der Kugel seines eigenen Sohnes niedergestreckt worden; am Tage vorher hatte der Vater den 21-jährigen geschlagen und im Rausche rächte der Sohn den „Schimpf" mit dem Blute seines Vaters.

Chinesische Leckerbissen.

Von den Genüssen der chinesischen Kochkunst weiß der „Gaulois" eine amüsante kleine Geschichte zu erzählen. M. de Montigny war damals der Gesandte Frankreichs im Himmlischen Reich. Eines Tages wurde er von einem einflußreichen Mandarinen zum Mahl geladen. Der Gastgeber hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Gesandten die exquisitesten Leckerbissen der chinesischen Küche vorzusetzen. M. de Montigny hatte einen vorschriftsmäßigen Appetit mitgebracht, aber das Menü sättigte ihn schon bei der Lektüre vollständig. Denn da gab es pikante Pferdenieren, Fledermäuse, köstlich knusperig geröstete Spinnen und kunstvoll gebratene weiße Mäuse. Der Gesandte rührte keines der Gerichte an; schließlich meinte der Wirt, der das wohl bemerkt hatte, mit liebenswürdigem Lächeln: „Exzellenz, beim nächsten Gericht werden Sie sich schadlos halten können." Die Hoffnung des Gesandten lebte neu auf; aber nur für einen Moment, denn anmutig auf Krebsen arrangiert prangte ein gebratener Hund. Der Gast konnte trotz aller Diplomatie in seinen Mienen das aufzuckende Entsetzen nicht ganz verbergen. „O," meinte der freundliche Mandarin, „wenn Sie auch dieses Gericht vorübergehen lassen, werden Sie mich wirklich kränken, denn ich bin überzeugt, Exzellenz goutieren den Hund." „Ich sollte . . ." „Aber gewiß, der Hund ist doch der Freund des Menschen." Resigniert fügte sich der Diplomat und nahm sich — einen Krebs.

Lachstübchen.

Beim Schwadronsexerzieren. Rittmeister: „Wachtmeister, schreiben Sie den Müller mit den roten Haaren auf!" Der kann nicht Richtung halten! 48 Stunden Arrest!" — Wachtmeister: „Herr Rittmeister, der ist heute nicht beim Exerzieren!" — Rittmeister: „Das ist egal, schreiben Sie ihn auf! Wenn er hier wäre, hätte er die Richtung doch verdorben!"

Freuden der Häuslichkeit. „Ihre Frau sang doch früher und spielte Klavier. Jetzt läßt sie sich gar nicht mehr hören. Wie kommt denn das?" — „Sie hat jetzt nicht die Zeit dazu. Wir haben zwei Kinder!" — „Ach darum! Ja, ja, Kinder sind ein Segen!"

Aus der Schule. Lehrer: „Kannst Du mir ein Streichinstrument nennen, Moritz?" — Der kleine Moritz: „E' Pinsel, Herr Lehrer!"

Rätselecke.

Verschiebungs-Aufgabe.

Die Worte:

Frosch, Asturien, Phidias, Eremit, Stenographie, Byzanz, Katzbach, Myriade,

sind untereinander zu schreiben und alsdann so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen von einander befindliche Reihen einen Feldherrn, sowie den Ort, bei welchem derselbe einst einen Sieg erfocht, namhaft machen.

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung des Räsels aus voriger Nummer:

Charade: Freischütz.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Der Hausfreund.

Nr. 63. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1908.

Und wird mein Leben früh zunichte.

Und wird mein Leben früh zunichte,
Ich trag es, wie es Gott gefällt;
Ach nur vom goldnen Sonnenlichte
Scheid' ich so schwer, nicht von der Welt.

Doch manchmal träumt mir's scheu und leise,
Als blieb ich doch im Sonnenstrahl:
Es singt der Wandrer meine Weise,
Wenn er vom Hochland zieht zu Tal.

Und Minneglanz im Angesichte
Spricht noch mein Wort die Bergmaid nach,
So leb ich doch im Sonnenlichte!
Und längst entschlafen bin ich noch wach.

Karl Stieler.

Heimatlos.

Novelle von C. Borges.

1) (Nachdruck verboten.)

1.

„Was wollen Sie mit dem Kinde machen?"

„Natürlich behalte ich den Kleinen."

Die ältere Dame, die obige Frage gestellt hatte, antwortete nicht sogleich. Mit ernster Miene betrachtete sie die frische, jugendliche Gestalt, die in dem luftigen weißen Spitzenkleidchen und dem lieblich errötenden Gesichtchen in diesem Augenblick trotz der 17 Jahre fast einem Kinde glich.

„Margot, Sie wissen nicht, was Sie sagen, es wäre unvernünftig."

Die junge Dame lachte belustigt. „Meine liebe Frau Berthold, ich weiß sehr gut, was ich sage und was ich will," versetzte Margot mit einer Entschiedenheit, die man ihr auf den ersten Blick wohl nicht zugetraut hätte. „Ich würde unvernünftig handeln, wenn ich Ihrem Rate folgte und das arme, hülflose Wesen in ein Findel- oder Waisenhaus schicken wollte." Margot von Hachfeld reckte bei diesen Worten ihre schlanke Gestalt höher und streckte die Arme weit aus, gleichsam als wollte sie die ganze Welt umfassen, „warum sollte ich nicht für dieses kleine Wesen sorgen, das unbarmherzige Eltern verstoßen, zum Glück aber gerade vor meiner Türschwelle niedergelegt haben?"

Die junge Dame sah bei diesen Worten so energisch, gleichzeitig so anmutig und bezaubernd aus, daß es der mütterlichen, älteren Freundin unmöglich war, länger zu widersprechen, wie sie es anfänglich der elternlosen jungen Dame gegenüber für ihre Pflicht gehalten hatte. Der ernste Ausdruck ihrer Züge milderte sich, als sie jetzt ruhiger sagte:

„Sie haben ein gutes Herz, mein Kind, aber Sie können nicht die Folgen voraussehen, die Ihre Handlung in späteren Jahren nach sich ziehen könnte. Es ist dies möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß dieses arme Wesen das Kind eines Vagabunden, Räubers oder ehrlosen Menschen ist, denn sonst wäre es nicht von seinen Eltern so grausam ausgesetzt, und leicht kann es dann seinen Wohltätern alle Mühe und Sorge mit schnödem Undank lohnen. Sie werden zweifellos bald heiraten, Margot, dann schenkt Ihnen der liebe Gott vielleicht ein eigenes Kind."

Margot von Hachfeld senkte die langen, dunklen Wimpern, die ihre tiefblauen Augen beschatteten, doch bald lächelte sie wieder, und ihren Blick erhebend, sagte sie leise: „Ich habe mir vorher alles reiflich überlegt, liebe Frau Berthold, und ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, mich von meinem Vorhaben abbringen zu lassen. Wenn ich jemals heirate, so wird der Mann, den ich liebe, ebenso denken wie ich, und er muß die Folgen meiner Handlung mit mir tragen."

Frau Berthold liebte die junge Dame wie ihr eigenes Kind, und sie wußte, daß Margot niemals einen einmal gefaßten Entschluß aufgeben würde, den sie als richtig erkannt hatte. Trotz ihrer Jugend zeigte die junge Dame mehr Scharfsinn und Ueberlegung als manche andere, die wohl doppelt so alt war.

Einen Augenblick schwieg Frau Berthold. Als sie gehört hatte, daß in früher Morgenstunde ein kleines Kind in einem dunklen wollenen Tuche eingewickelt vor der Tür des Hauses hingelegt und später gefunden worden war, hatte sie keinen Augenblick Ruhe gehabt und war hingeeilt, um Margot mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Aber die junge Dame schien heute keines Rates zu bedürfen, da sie fest entschlossen war, den kleinen Schatz als persönliches Eigentum zu behalten. Aber Frau Berthold schüttelte ihr Haupt; sie war eine vorsichtige und weltkluge Frau, welche die Handlung der jugendlichen Freundin als eine Uebereilung ansah, die möglicherweise schlimme Folgen nach sich ziehen könne.

Margot legte nach alter Gewohnheit schmeichelnd ihren Arm um die Schulter der Freundin. „Schauen Sie doch nicht so ernst drein, liebe Frau Berthold," flüsterte sie ihr bittend zu. „Wer weiß, vielleicht kommen bald die Eltern und fordern das liebe, kleine Kerlchen von mir und zerstören dann meine schöne Hoffnung, seine Pflegemutter zu werden."

„Und wenn niemand kommt, das Kind zu fordern?"

„Das wäre mir umso lieber. O, es ist ein so liebes, hübsches Kind mit dicken, rosigen Bäckchen, tiefblauen Augen und ganz zierlichen kleinen Löckchen auf dem kleinen Kopf. Noch nie in meinem Leben sah ich ein so reizendes Kind." Dann schien der jungen Pflegemutter ein plötzlicher Gedanke zu kommen, denn ernster werdend fuhr sie lebhaft fort: „Wollen Sie das liebe Kerlchen einmal sehen? Er schläft jetzt in meinem eigenen Bett; vor einer halben Stunde verließ ich ihn so glücklich lächelnd wie einen Prinzen."

Frau Berthold willigte ein. Sie folgte der jungen Dame, die die breite Marmortreppe hurtig hinaufstieg. Der Schall der Tritte wurde durch weiche Teppiche gedämpft und oben auf dem Korridor schien alles still und ausgestorben.

„Haben Sie die Kleidung des Kleinen auch sorgfältig untersucht?" forschte Frau Berthold sinnend.

„Die Wäsche war nicht gezeichnet, und außerdem bestand seine Kleidung nur aus einem groben wollenen Tuch, darin das Kindchen gehüllt. Aber ich glaube nicht, daß es armen Eltern gehörte, denn um den Hals trug es ein feines goldenes Kettchen, an dem eine goldene Medaille, mit funkelnden Rubinen eingefaßt, befestigt ist. Ich verstehe mich zwar nicht gut auf Kleinodien, aber ich glaube doch, daß es ein wertvolles Familienstück ist."

„Jedenfalls kann es zur Auffindung der Eltern dienen und ist deshalb sehr kostbar," versetzte Frau Berthold nachdenklich. „Sie müssen in größeren Zeitungen inserieren lassen, Margot."

Die junge Dame blickte ganz bestürzt auf. „Muß ich das wirklich?" stammelte sie. Doch plötzlich stand sie vor der Tür ihres Schlafgemaches still, hielt warnend ihren Zeigefinger empor und flüsterte leise: „Still! er schläft, wir dürfen ihn nicht wecken."

Leise, kaum mit den Fußspitzen den weichen Teppich berührend, betraten beide Damen das elegant ausgestattete Gemach. Doch kaum näherte Margot sich dem Bette, als tiefe Blässe ihr Antlitz überzog und die zarten Glieder heftig zitterten. Die Spitzendecke war mit rauher Hand unordentlich zurückgeschlagen, und auf dem seidenweichen Kissen lag kein schlafendes Kind: es war verschwunden. Das Fenster in der Nähe stand weit offen

net." Margot eilte hinzu, schaute weit hinaus, gleichsam als vermute sie ihren kleinen Liebling unten auf dem Rasen liegen zu sehen, dann wandte sie sich ihrer Freundin zu, die inzwischen das Zimmer erfolglos untersucht hatte. Beide Damen suchten unter dem Bett, unter dem Sofa, im Kleiderschrank, kurz an allen Enden und Ecken, aber von dem Kinde war keine Spur zu entdecken.

„Jemand ist hier eingedrungen und hat mir mein liebes Kind geraubt," schluchzte Margot mit so schmerzlicher Stimme, daß die ältere Dame inniges Mitleid mit ihrer jungen Freundin fühlte.

„Wahrscheinlich die eigenen Eltern," versuchte sie zu trösten.

Aber Margot schüttelte traurig ihr Haupt. „Nein," sagte sie entschieden, „hier muß ein Geheimnis vorliegen, oder ich will nicht Margot von Hachfeld heißen. Aber ich werde das fremdartige Medaillon wiedererkennen und das arme kleine Ding wiederfinden, das jetzt rechtmäßig mir gehört."

„Wir wollen doch zuvor nach der Dienerschaft fragen," schlug Frau Berthold vor. „Das Haus ist doch verschlossen, und ohne Wissen des Dieners kann niemand eindringen. Vielleicht ist das Kind in ein anderes Zimmer gebracht.

Margot ließ die zahlreiche Dienerschaft versammeln, aber niemand konnte befriedigende Nachricht geben. Weder im Garten noch im Park, noch im Hause war ein Fremder gesehen worden, und von dem Kinde war keine Spur zu finden. Lilli Schneider, das Kammermädchen der jungen Dame, deren Obhut das Kind anvertraut war, versicherte, im Schlafzimmer ihrer Herrin treulich den kleinen schlafenden Knaben bewacht und das Gemach höchstens auf 10 Minuten verlassen zu haben, als der Verlust dann entdeckt wurde.

Frau Berthold kehrte heim, innerlich befriedigt, daß das Verschwinden des Kindes die beste Lösung des Rätsels sei, doch Margot fühlte sich über den Verlust ganz untröstlich. Sie war doch selbst so jung, fast noch ein Kind, aber niemals hatte sie sich so einsam gefühlt, wie gerade heute. Der Gedanke, für das kleine Wesen sorgen zu müssen und ihm eine Mutter zu sein, schien ihr so romantisch, daß sie jetzt die Enttäuschung sehr bitter empfand, sie konnte auch den Gedanken nicht los werden, daß das Kind seinen rechtmäßigen Eltern geraubt sei.

2.

Fünfundzwanzig Jahre waren nach diesem Ereignis vergangen. Es war Frühling. Im Villenviertel einer süddeutschen Residenz lag das stattliche, schloßartige Gebäude der verwitweten Gräfin von Extern, die mit ihrer einzigen Tochter und mit zahlreicher Dienerschaft dort zeitweiligen Aufenthalt nahm. Eine prächtige Lindenallee streckte schützend ihre schattigen Aeste über den Weg, der zum Schlosse hinführte, und tausend fleißige Bienen und andere Insekten summten in den mit duftenden Blüten bedeckten Zweigen.

Auch die Natur trug das ihrige dazu bei, den angrenzenden Park und den Lustgarten in ein kleines Paradies zu verwandeln. Hier prangten exotische Pflanzen, schlanke Palmen wiegten ihre breiten Blätter im Sonnenschein und spiegelten sich im klaren See, in dem muntere Goldfischlein spielten und stolze Schwäne majestätisch ihre Ringe zogen. Vögel zwitscherten ihre Lieder, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume und wiegten sich auf leichtem Blütenstengel.

Auf der Terrasse des Schlosses stand Gräfin Extern im ernsten Gespräch mit ihrem Hausarzt. Sie war eine schlanke Dame, die, trotzdem sie die Vierziger überschritten, von ihrer Anmut und Schönheit noch nichts eingebüßt hatte.

„Halten Sie den Zustand meiner Tochter für gefährlich, Herr Geheimrat?" fragte sie jetzt besorgt. — Der alte Herr schüttelte sein ergrautes Haupt. „Durchaus nicht, Frau Gräfin. Komtieß Bertina ist zart und etwas bleichsüchtig, wie heutzutage so viele junge Damen, aber sie hat die beste Pflege. Ich rate Ihnen aber Luftveränderung an, und zwar empfehle ich Ihnen Bergluft. Warum reisen Sie nicht, Gräfin? Ich stehe Ihnen jetzt nicht allein als Arzt, sondern auch als Freund gegenüber, und daher bitte ich Sie, wählen Sie ein stilles, abgelegenes Plätzchen und verweilen Sie dort einige Monate in ruhiger Zurückgezogenheit, lassen Sie dort ihre Tochter nach Herzenslust Wald und Feld durchstreifen, dann werden Sie mit ihr mit rosigen Wangen und in bester Ordnung zurückkehren. Die vielen rauschenden Vergnügungen des Winters wirken schädlich auf die Gesundheit Bertinas, doch Bewegung in frischer Berg- und Waldluft wird schnell die Rosen wieder auf die bleichen Wangen zaubern.

Mit diesen Worten verließ der alte Herr grüßend die Terrasse, während die besorgte Mutter in den Salon zurückkehrte, wo ihre Tochter still in einer Fensternische saß und träumend in den sonnigen Maientag hinausschaute.

Bertina von Extern war in der Tat sehr zart und bleich, glich aber auffallend ihrer Mutter, nicht allein in den seelenvollen Augen und geistreichen Zügen, auch die zierliche Gestalt erinnerte lebhaft an die junge Dame vor 25 Jahren, die damals so reges Interesse für das rätselhaft gefundene und gleich darauf wieder verschwundene Kind gezeigt hatte.

„Nein, liebes Kind, der Doktor meint, die Vergnügungen seien zu anstrengend für Dich, und rät zu einem stillen Aufenthalt im Walde. Was meinst Du dazu, würde Dir auch die Einsamkeit zusagen?" fragte besorgt die Mutter und legte ihre weiße Hand liebevoll auf die Schulter der Tochter.

Bertina blickte lächelnd zu ihrer Mutter empor. Es war ein Lächeln, dem so leicht niemand widerstehen konnte. „Ich bin gern bereit, die Stadt mit allem Geräusch und Wirrwarr zu verlassen," gestand Bertina, „um ganz offen zu sein, muß ich gestehen, daß ich müde und matt bin und mich nach Ruhe sehne. Wann reisen wir, liebe Mutter?"

Die Gräfin lachte belustigt. „Wie ungeduldig bist Du doch, Bertina, Du frägst, wann wir reisen, und wir wissen noch nicht einmal, wohin wir reisen wollen."

„Die Schwierigkeit kann leicht gehoben werden," gab Bertina zurück und ging auf ihren Schreibtisch zu, dem sie eine zierliche, feine Ledermappe entnahm. „Hier habe ich ein Verzeichnis von reizend gelegenen Dörfern und Flecken, die alle von Berg und Wald umgeben und wo Sommerfrischler bei den einfachen, bescheidenen Landleuten Aufenthalt nehmen können. Franz Berthold durchstreift ja oft bergige Gegenden, und da hat ich um das Verzeichnis, das er mir auch gern gegeben hat."

Die Gräfin blickte forschend ihr Töchterlein an. „Ich glaube, der junge Berthold würde Dir gern noch viel mehr geben, wenn Du nur nehmen wolltest, mein liebes Kind," sagte sie nachdrucksvoll.

Die Wangen Bertinas färbten sich purpurn. „Nicht doch, Mutter," wehrte sie ab, „Franz liebt mich wie eine jüngere Schwester, eine andere Liebe könnte ich ihm auch nicht geben. Und was würde Hilde Western sagen? Die beiden sind ja so gut wie verlobt."

Die Gräfin schüttelte ungläubig das Haupt. „Hilda hat wenig Aussicht, Frau Berthold zu werden," scherzte sie, „es mag ja möglich sein, daß Franz früher an sie gedacht hat, da kam vor einem Jahre eine junge, niedliche Fee von Genf aus der Pension zurück, die das Herz des Liebhabers im Sturm gewann und Hildas Schönheit verdunkelte."

Bertina lauschte den Worten der Mutter mit sichtlichem Erschrecken; die Mappe entfiel ihrer zitternden Hand, sodaß die einzelnen Blätter zerstreut am Boden lagen. „Willst Du damit sagen, daß ich Hildas Glück zerstört habe, Mama?" fragte sie beklommen. „O, das tut mir sehr leid, besonders, weil ich Franz nie anders als wie einen älteren Bruder lieben kann."

„Mache Dir nur keine Sorge, mein Kind, es ist ja nicht Deine Schuld, wenn sich mancher Herr Hoffnungen macht, die später nicht in Erfüllung gehen. Gott gebe nur, daß, wenn Du Deine Wahl triffst, der Mann Deiner würdig ist."

Bertina schlang ihren Arm um den Hals der Mutter und küßte sie zärtlich. „Laß uns von einem anderen Thema sprechen," bat sie und raffte die zerstreuten Blätter zusammen. „Hier sind die Verzeichnisse der schönsten Berggegenden, von vielen Ortschaften sind auch Skizzen dabei, wir brauchen nur zu wählen."

Beide Damen vertieften sich in die losen Blätter, als der Diener Herrn Berthold meldete.

Einen Augenblick später betrat ein junger Herr von 30 Jahren den Salon. Der breitrandige Hut verriet den Künstler, und sein freies Wesen kennzeichnete ihn als einen Menschen, der fremde Länder und deren Gebräuche studiert hatte. Die Gräfin liebte den Sohn ihrer alten mütterlichen Freundin, der sich als Maler schon eines bedeutenden Rufes erfreute, und eine Verbindung mit ihm und ihrer einzigsten Tochter war ein lang gehegter, schöner Traum ihres Lebens. Der junge Künstler rückte seinen Sessel dicht an Bertinas Seite, und der Blick, mit dem er das junge Mädchen anschaute, bekundete unverkennbare Huldigung.

„Das ist eine angenehme Ueberraschung," begann die Gräfin, „ich glaubte Dich auf Deinen Streifzügen in der Schweiz oder in Italien."

„Ich kehrte gestern abend zurück," erklärte der Gefragte, „ein Telegramm wurde mir von Nizza nach Rom, von dort nach Neapel nachgesandt."

„Hoffentlich keine schlechten Neuigkeiten?" forschte die Gräfin teilnehmend.

„Nicht gerade für mich, Oswald Werther, — Du kennst doch den Namen? ich nannte meinen Freund schon so oft — hat vor einigen Tagen einen bösen Fall getan und dabei den Arm gebrochen. In seiner Fieberphantasie rief er nach mir, und da er gar keine Verwandte hatte, sandte seine Haushälterin mir die Depesche nach Italien. Natürlich trat ich sofort die Heimreise an und fand Oswald auf dem besten Wege der Genesung; in kurzer Zeit wird er wiederhergestellt sein."

„Wohnst Du jetzt bei ihm?"

„Ja, ich habe vorläufig in seinem Studierzimmer mein Atelier aufgeschlagen. Oswald ist Schriftsteller und sehr gelehrt, bald genug wird er mich aus seinem Heiligtum wieder vertreiben."

Bertina, die bis jetzt teilnahmslos da gesessen hatte, horchte plötzlich auf. „Ist Dein Freund identisch mit dem Schriftsteller Oswald Werther, der den Roman „Heimatlos" geschrieben hat?" fragte sie mit sichtlichem Interesse.

„Ja. Das Buch macht viel von sich reden, obgleich ich mir noch nicht die Zeit nahm, es zu lesen."

„Da hast Du viel versäumt, Franz!" rief das junge Mädchen enthusiastisch. „Es ist ein herrliches Werk, geistreich und ansprechend. Als ich es las, stieg der Wunsch in mir auf, den Autor kennen zu lernen. Erzähle mir doch von ihm, Franz."

Bei dem Eifer der jungen Komtesse bekämpfte der Hausfreund ein Gefühl der Eifersucht, doch anscheinend ruhig erwiderte er: „Da ist wenig zu erzählen: mein Freund lebt außerordentlich zurückhaltend. Wer ihn kennt, hält ihn gewiß nicht für einen berühmten Schriftsteller, und seine Bescheidenheit tut seiner Bescheidenheit keinen Abbruch. Er spricht selten über seine Werke, wehrt jedes Lob ab, hilft aber jedem jungen Schriftsteller, der Hülfe von ihm begehrt."

Bertinas Augen glänzten bei dieser Schilderung freudig auf. „O, wie gern möchte ich Deinen Freund kennen lernen," rief sie entzückt. „Willst Du ihn nicht bei uns einführen, Franz? Bitte, tue es doch." Sie blickte den Künstler bei diesen Worten so bittend an, daß er nicht widerstehen konnte und eine verneinende Antwort ihm unmöglich über die Lippen konnte.

„Wenn ich Oswald zu diesem Besuch überreden kann, will ich ihn herführen," versprach er nach kurzem Besinnen. „Aber ich warne Dich, Bertina, verliere Dein Herzchen nicht an ihn, denn er will nie heiraten, wie er mir oft gesagt, und er lügt nicht."

Bertina schüttelte mißmutig ihr Köpfchen. „Du bist ebenso wie Mama, Ihr denkt gleich ans Heiraten," schalt sie unwillig, dann lachte sie und von dem berühmten Schriftsteller wurde nicht mehr gesprochen.

Der junge Künstler blieb bis zum späten Abend; er wich nicht von Bertinas Seite und seine Blicke sprachen oft beredter als Worte.

„Wir werden in diesen Tagen abreisen, Franz, bemerkte die Gräfin, als endlich der Künstler Abschied nahm.

„Abreisen?" wiederholte der junge Mann ungläubig. „Gerade jetzt, wo ich gekommen bin? Es sind gerade so viele Vergnügungen."

„Das ist eben der Grund unserer schleunigen Abreise," erklärte die Gräfin, „wir können uns der Gesellschaft nicht entziehen, so lange wir hier sind, daher wollen wir auf den Rat des Doktors reisen. Bertinas Gesundheit soll sich in frischer Waldluft stärken."

„Hm," machte der junge Mann bedenklich, „unter Umständen ist Ruhe gewiß besser. Du sagst mir doch, wohin Ihr reisen wollt? Ich besuche Euch einmal."

Sobald die Tür sich hinter dem Künstler geschlossen hatte, trat Bertina auf ihre Mutter zu. „Willst Du mir eine Bitte erfüllen?" bat sie leise.

„Gern, mein Kind, wenn es in meiner Macht steht!"

„Verrate niemand unseren Aufenthalt in der Sommerfrische, ich müßte mir später Vorwürfe machen, wenn Hilda Western durch mich unglücklich würde."

Die Mutter lächelte und gab das gewünschte Versprechen.

Als am Nachmittage des folgenden Tages der Künstler seine mütterliche Freundin besuchen wollte, fand er das Haus leer; die Dienerschaft konnte die Adresse nicht angeben.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. David J. Hill.

Der bevorstehende Wechsel in der Persönlichkeit des amerikanischen Botschafters am Berliner Hofe hat größeres Aufsehen in der ganzen Welt erregt, als dies sonst in ähnlichen Fällen vorzukommen pflegt. Der bisherige diplomatische Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin, Charlemagne Tower, der diesen Posten seit dem Jahre 1902 inne hatte, soll durch Dr. J. Hill ersetzt werden. Auf die Persönlichkeit dieses Mannes, den der deutsche Kaiser gewissermaßen als „persona minus grata" bezeichnet haben soll, konzentriert sich nunmehr das allgemeine Interesse. Hill ist am 10. Juni 1850 zu Plainfield (New Jersey) geboren und hat Jurisprudenz studiert. Sein Bildungsgang führte ihn auch nach Europa. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er, kaum 29 Jahre alt, zum Präsidenten der Universität Rochester ernannt und erhielt 1898 unter Mc. Kinley einen Posten als Unterstaatssekretär im Staatsdepartement. 1903 ging Hill als Gesandter nach Bern und von dort nach dem Haag. Die auf seine Person bezüglichen Unstimmigkeiten sind nunmehr wohl als vollkommen beseitigt zu betrachten, so daß Hill sicher den Botschafterposten in Berlin nach dem Fortgange Towers einnehmen wird.

Henri Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention. Zu seinem 80. Geburtstag.

Der Begründer des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention feiert am 8. Mai seinen 80. Geburtstag. Er ist im Jahre 1828 in Genf geboren. In seinem Buche „Un Souvenir de Solferino" gab er zuerst dem Gedanken der internationalen Verbindung zur Pflege und Schonung der im Kriege Verwundeten beredten Ausdruck und war dann für diesen edlen Zweck unermüdlich tätig, bis sein Streben in der Genfer Konvention von allen zivilisierten Menschen anerkannt wurde. Im Jahre 1901 wurde ihm der Nobelsche Friedenspreis zur Hälfte zugesprochen. Aus Anlaß des 80. Geburtstages ist eine Dunant-Medaille geprägt worden. Die Vorderseite zeigt das Bildnis des Menschenfreundes mit der Inschrift: Joannes Henricus Dunant, natus S. V. 1828. Auf der Rückseite stehen zu den Jahreszahlen 1828 und 1908 sowie zum Genfer Kreuze die Worte: Joannes Henricus Dunant, Fundator Operis Crucis Rubrae 1863, Promotor Conventionis Genevensis 1864.

Wie schnell läuft ein Hase?

Diese Frage vermag, so seltsam es auch klingt, am besten der Automobilist zu beantworten. Wer als Arzt oder zu sonstigen Zwecken öfters ländliche Gegenden befährt, hat manchmal Gelegenheit, das Verhalten der Tiere des Waldes und des Feldes zum Automobil zu beobachten, und kann mitunter ganz interessante Erscheinungen feststellen. Die Geschwindigkeit des Hasen ist sprichwörtlich und doch, wer weiß, wie schnell das Tier läuft? Durchfährt man im Automobil wildreiche Gegenden bei Nacht, so kommen nicht selten Hasen in den Bereich der Scheinwerfer und ergreifen natürlich schleunigst die Flucht. Da ist es dann ergötzlich für den Automobilisten, der keine bösen Absichten auf das Leben dieser Tiere hat, den Renneifer eines Hasen zu beobachten. Er läuft und läuft schnurstracks geradeaus unmittelbar vor der Maschine her und merkt nicht, daß ein Sprung seitwärts in den Straßengraben ihn prompt vor der Verfolgung retten könnte. Was ist nun das Verhängnis, das